

49]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nørø.

„Denke doch an das kleine Kind,“ sagte Pelle bestimmt und riß den Strick herunter. Da ließ sich Ström willenslos hineinführen und kroch in das Bett. Aber Pelle mußte bei ihm bleiben, er wagte nicht, das Licht auszulöschen und allein im Dunkeln zu liegen.

„Sind es die Teufel?“ fragte Pelle.

„Was für Teufel?“ Ström wußte nichts von Teufeln. „Nein, es ist die Neue,“ antwortete er. „Das Kind und seine Mutter klagen mich beständig wegen meiner Treulosigkeit an.“

Aber im nächsten Augenblick konnte er aus dem Bett springen und da stehen und pfeifen, als lode er einen Hund. Mit einem raschen Griff hatte er etwas im Nacken gepackt, öffnete das Fenster und warf es hinaus. „So, das war es,“ sagte er befreit, „nun ist da nichts mehr von der Teufelsbrut!“ Er langte nach der Brantweinflasche.

„Laß die doch stehen,“ sagte Pelle und nahm ihm die Flasche weg. Der Wille wuchs ihm beim Anblick von des andern Glend.

Ström kroch wieder in das Bett; er lag da, warf sich hin und her und seine Zähne klapperten. „Wenn ich nur einen Schlud kriegen könnte,“ sagte er flehend, „was kann mir das wohl schaden. Es ist das einzige, was mir hilft! Warum soll man denn immerfort sich quälen und den Anständigen spielen, wenn man auf so billige Weise seiner Seele Frieden erkaufen kann? Gib mir einen Schlud!“ Dann reichte ihm Pelle die Flasche. „Du sollst selbst einen nehmen, das richtet auf! Glaubst Du, daß ich nicht sehen kann, daß Du auch Schiffbruch gelitten hast? Der arme Mann stößt so leicht auf Grund, er hat so wenig Wasser unter dem Kiel. Und wer, meinst Du, hilft ihm wieder flott, wenn er den einzigen guten Freund verraten hat? Nimm doch einen Schlud, das belebt den Teufel in uns und gibt uns Mut fürs Leben.“

Nein, Pelle wollte zu Bett.

„Warum willst Du denn jetzt gehen? Bleib doch hier, es ist ja so gemütlich. Wenn Du mir etwas erzählen könntest, das mir nur für eine kurze Weile den verdammten Laut aus den Ohren treiben könnte! Da ist eine junge Frau und ein kleines Kind und die tuten mir beständig die Ohren voll.“

Pelle blieb und versuchte den Taucher zu zerstreuen. Er griff in seine eigene leere Seele hinein und wußte nicht, was er finden sollte, so erzählte er denn von Vater Lasse und von ihrem Leben auf Stengarden, bunt durcheinander, was ihm gerade einfiel. Aber die Erinnerungen bauten sich in ihm selber auf bei der Erzählung und starzten ihn so trübselig an, daß sie sein gelähmtes Seelenleben wach riefen. Plötzlich empfand er Schmerz über sich selber und gab sich dem hilflos hin.

„Manu,“ sagte Ström und erhob den Kopf, „kommt nun die Reihe an Dich? Du hast am Ende was Niederträchtiges zu bereuen oder was fehlt Dir?“

„Ich weiß es nicht!“

„Du weißt es nicht? Das ist ja beinahe so wie die Frauenzimmer, wenn sie heulen, das gehört mit zu ihrem Klavier. Aber Ström ist kein Unmensch; er würde gern die Freunde in sich aufkommen lassen, wenn ihn nicht ein paar Kinderaugen tagaus tagein vorwurfsvoll ansähen und die Anklage einer jungen Frau! Die beiden sitzen daheim in Schweden und ringen die Hände um das tägliche Brot. Hier geht der Versorger und legt seinen Verdienst in Wirtschaften an. Vielleicht sind sie auch schon tot, weil ich sie verlassen habe. Siehst Du, das ist ein reeller Kummer; das ist kein Kindergefabel um nichts. Aber einen Schnaps sollst Du darum doch haben.“

Pelle hörte nicht; er sah da und starrete blind vor sich hin. Auf einmal fing der Stuhl an mit ihm zu segeln, er war einer Ohnmacht nahe vor Hunger. „Na, denn gib mir nur einen Schnaps, ich hab heut noch keinen Bissen gegessen!“ Er lächelte beschämt bei dem Geständnis.

Ström war mit einem Satz aus dem Bett heraus. „Nein, dann sollst Du was zu essen haben,“ sagte er eifrig und schaffte Mundvorrat herbei. „Hat man je so was gesehen, so ein desperater Teufel will Brantwein in einen leeren Magen gießen. Ist Du man, dann kannst Du Dich anderwärts volltrinken. Ström hat genug auf dem Gewissen außerdem. Seinen Brantwein kann er selbst trinken. Na ja, dann hast Du aus Hunger geheult! War es mir doch gleich, daß es so klang wie Kinderweinen.“ — — —

Solche Nächte erlebte Pelle häufiger. Sie vertieften seine Welt nach der Richtung des Finstern hin. Wenn er spät nach Hause kam und sich über den Boden tastete, ging er in einem geheimen Grauen, daß er Ströms entseelten Körper streifen könne; er atmete erst auf, wenn er ihn da drinnen schnarchen oder herumregieren hörte. Er sah gern bei ihm ein, ehe er sich schlafen legte.

Ström freute sich immer über ihn und bot ihm Essen an; Brantwein wollte er aber nicht an ihn herausrüden. „Das ist nichts für einen so jungen Menschen wie Du es bist! Kannst noch früh genug Geschmack daran finden.“

„Trinkst ja selbst,“ sagte Pelle eigensinnig.

„Tavohl trinke ich, um die Neue zu betäuben. Aber das hast Du wohl nicht nötig.“

„Ich bin inwendig so leer,“ sagte Pelle. „Am Ende könnte der Brantwein mich ein wenig aufrichten. Mir ist, als wäre ich gar kein Mensch, sondern ein totes Ding, ein Tisch zum Beispiel.“

„Du mußt irgend etwas vornehmen, sonst wirst Du ein Taugenichts. Ich habe so viele von unserer Art vor die Hunde gehen sehen. Wir haben nicht viel Widerstandskraft!“

„Mir ist es ganz egal, was aus mir wird!“ antwortete Pelle schlaff. „Ich pfeife auf das Ganze!“

23.

Es war Sonntag und Pelle hatte Verlangen nach etwas, das über das Gewöhnliche hinausging. Zuerst war er draußen bei Jens; aber das junge Paar hatte sich gezanft und sich in den Haaren gelegen. Das Mädchen hatte die Bratpfanne mit dem Mittagessen in das Feuer fallen lassen und Jens hatte ihr eine Ohrfeige gegeben. Sie war noch blaß und tränklich von der Fehlgeburt. Jetzt sahen sie jedes in seiner Ecke und schmollten wie zwei Kinder. Sie bereuten es beide, aber keiner wollte dem andern das erste Wort geben. Es gelang Pelle, sie zu versöhnen, und sie wollten, daß er zu Mittag bleiben sollte. „Kartoffeln und Salz haben wir noch, und ein Schlud Brantwein kann ich wohl vom Nachbar leihen!“ Aber Pelle ging; er konnte es nicht mit ansehen, wie sie halb flennend übereinander hingen und sich küßten und sabbelten und ins Unendliche um Verzeihung baten.

Da ging er denn zu Dues hinauf. Sie waren in ein altes Kaufmannshaus gezogen, wo Platz für Dues Pferde war. Mit ihnen schien es gut vorwärts zu gehen. Man sagte, der alte Konsul interessiere sich für sie und hülfte ihnen weiter. Pelle ging nie hinein, sondern suchte Due im Stall auf, traf er ihn nicht zu Hause, so ging er wieder. — Bei Anne war er nicht willkommen. Due selbst nahm ihn freundlich auf. Wenn er keine Fuhre hatte, pflegte er im Stall umherzugehen und mit den Pferden zu puffeln; er mochte nicht im Hause sein. Pelle gab ihm eine Handreichung, er schnitt ihm Häderling und half bei allem, was gerade vorlag, und dann gingen sie zusammen in die Wohnung. Due wurde gleichsam ein anderer Mensch; wenn er Pelle hinter sich hatte, dann trat er sicherer auf. Anne gewann mehr und mehr die Uebermacht über ihn.

Sie war noch eben so sager wie früher und hielt das Haus gut in stand. Die kleine Marie hatte sie nicht mehr bei sich. Ihre beiden Tugens hielt sie gut gekleidet und schickte sie in eine Kleinkinderschule, wo sie für sie bezahlte. Sie war allerliebste anzusehen und verstand es, sich zu kleiden, gönnte aber andern nichts Gutes. Pelle war ihr nicht fein genug; sie rümpfte die Nase über seine gewöhnlichen Kleider, und um ihn zu verhöhnen, sprach sie immer von Alfreds feiner Verlobung mit Kaufmann Hans Tochter. „Der bummelt nicht herum und schlägt seine Zeit tot und schnüffelt nicht an anderer Leute Türen, um einen Teller Essen zu bekommen,“

saute sie. Belle lächelte nur, nichts machte mehr recht Eindruck auf ihn. Die kleinen Jungen liefen draußen herum und langweilten sich in ihren feinen Anzügen; sie dursteten nicht mit den armen Kindern draußen auf der Straße spielen und dursteten sich nicht einschnuken. „Ach, spiel doch ein bißchen mit uns, Onkel Belle,“ sagten sie und hängten sich an ihn. „Bist Du nicht auch unser Onkel? Mutter sagt, Du bist nicht unser Onkel. Sie will immer, daß wir den Konsul Onkel nennen sollen, aber dann laufen wir bloß weg. Seine Nase ist so gräßlich rot.“

„Kommt denn der Konsul zu Euch?“ fragte Belle.

„Ja, er kommt oft; jetzt ist er auch da!“

Belle guckte in den Hof hinein, der hübsche Wagen war fort. „Vater ist ausgefahren,“ sagten die Jungen. Dann schlich er wieder nach Hause. Er stahl einen Bissen Brot und einen Schnaps drinnen bei Ström, der nicht zu Hause war, und warf sich dann aufs Bett. Als die Dunkelheit kam, schlenderte er hinaus und trieb sich frierend an den Straßenenden herum. Er hatte ein dumpfes Bedürfnis, an etwas teilzuhaben. Die gepukten Leute spazierten die Straße auf und nieder; viele von seinen Bekannten waren draußen und führten die Braut spazieren; er vermied es, sie zu grüßen und fing halbblaue Bemerkungen auf und hörte sie lachen. So schlief er war, hatte er doch noch das seine Aufhören. Das stammte von der Zeit, als er auf dem Rathaus gebrandmarkt wurde. Die Leute pflegten einander irgend etwas zu sagen, wenn er vorüber gegangen war; ihr Lachen bewirkte noch immer, daß es nervös in seinen Kniekehlen zu zuden begann, wie ein verjeckter Anlauf zu einer Flucht.

Er schlich in eine Seitengasse hinein. Die dünne Jade hatte er stramm um sich zusammengeknüpft und den Kragen in die Höhe geschlagen. In dem Halbdunkel der Torwege standen Burschen und Mägde im vertraulichen Flüstern. Von den Mädchen stiegen Wärmewellen auf, ihre weißen Lab-schürzen leuchteten in der Finsternis. Belle kroch in der Kälte herum und wußte noch weniger, was er mit sich anfangen sollte; er fahelte davon, sich auch ein Liebchen anzuschaffen.

Auf dem Markt begegnete er Alfred, Arm in Arm mit Fräulein Dau. Er trug einen Renommierstock, braune Handschuhe und einen Zylinder. „Der Schurke, er schuldet mir noch zweieinhalb Kronen, das Geld krieg ich nie!“ dachte Belle und empfand einen Augenblick ein wahres Verlangen, sich auf ihn zu stürzen und all seinen Staat in den Schmutz zu wälzen. Alfred wandte den Kopf nach der anderen Seite herum. „Der kennt mich nur, wenn er etwas gemacht haben will und kein Geld hat,“ sagte Belle bitter.

In kleinem Trab lief er in eine Straße hinein, um sich warm zu halten, die Augen auf die Fenster gerichtet. Da drinnen sahen Buchbinders und sangen fromme Lieder. Der Mann hielt auch zu Hause den Kopf schief, das konnte man deutlich auf dem Rouleau sehen. Drinnen beim Wollhändler sah man beim Abendessen.

Weiter hinaus bei der „Sau“ war Leben wie immer. Lärm und Rauchnebel kochten zu dem offenen Fenster heraus. Sie hatte ein Lokal für ledige Seelente und verdiente viel Geld. Belle war oft eingeladen worden, sie zu besuchen, hatte sich aber immer zu gut dafür gehalten, er konnte Rud auch nicht ausstehen. Heute Abend aber griff er mit Begierde nach der Erinnerung an diese Einladung und ging hinein, vielleicht würde dort ein Mundvoll Essen für ihn abfallen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das modernisierte Luxor.

Von Pierre Loti.

Autorisierte Uebersetzung von R. Collin.

(Schluß.)

Heute, wenn man die Bauwerke ringsumher sieht, kann man sagen, daß der Tempel aufgehört hat zu existieren.

Er ist von einem Gitter und Wächtern umgeben, und um einzutreten, muß man eine Einloskarte vorzeigen. Wenn man noch wenigstens in dem gewaltigen Heiligtum allein sein könnte. Aber nein, in den profanierten Säulengängen laufen mit Wädeln in der Hand Scharen von jenen Leuten umher, die man überall trifft und die Nizza und die ganze Riviera unsicher machen. Der Gipfel des Hofns ist aber der Lärm der Maschinen, der uns bis hierher verfolgt, denn an den nähen heißen Wöschungen haben die Boote einer Reisegesellschaft angelegt.

Wir sehen Hunderte von Säulen, die schon mehrere Jahrhunderte dener Griechenlands vorausgegangen sind und die in ihrer naiven Gewaltigkeit die ersten Vorstellungen des menschlichen

Sinns darstellen. Einige sind kanneliert und machen den Eindruck eines Niesenstrahles Schilfrohe. Andere wieder sehen einzeln und gleichen Papyrusstengeln; sie tragen als Kapital deren seltsame Blume.

Wie die Fliegen schwärmen die Touristen zu bestimmten, schon bekannten Tageszeiten einher. Bald wird die Hotelglocke mich ihrer entledigen und ich werde zur Mittagstunde hier allein sein. Aber, großer Gott, wer wird mich von dem Maschinengeräusch befreien? — O! ganz in der Tiefe des Tempels, in dem Teil, der wohl einst der allerheiligste war, wie wirkt dort diese halberlöschte Freske, die kaum noch sichtbar an der Mauer ist, überraschend und ergreifend: ein Christus! Ein Christus mit einem byzantinischen Heiligenschein. Er war wahrscheinlich von Barbarenhänden auf den hinzugefügten groben Marmor gemalt worden. Dieser bröckelt nur ab, und die Hieroglyphen erscheinen wieder darunter. Denn dieser Tempel hat, da er durch seine Schwere fast unzerstörbar ist, die verschiedenen Herrscher an sich vorbeiziehen sehen. Bereits in der Epoche Alexanders des Großen hatte er ein jagenhaftes Altertum hinter sich. Für diesen Eroberer wurde eine Kapelle hinzugebaut, und später, zu Beginn des Christentums, nahm man einen Ruinenwinkel, um eine Kirche darauf aufzuführen.

Die Klänge der verschiedenen nahen Hotels rufen zur Mittagsmahlzeit, und die Touristen beginnen zu verschwinden. Während sie den Platz leeren, betrachte ich die Reliefs, die sich an der unteren Mauer hundert Meter entlang ziehen. Es ist eine Serie kleiner Personen, die zu tausenden sich alle in derselben Richtung aufreihen: die rituelle Prozession des Gottes Ammon. Mit der Sorgfalt, mit der die Ägypter alle Dinge vermerken, um sie ewig zu erhalten, findet man hier die geringsten Einzelheiten eines Festtages vor drei- oder viertausend Jahren. Wie gleicht er den heutigen Volksvergügungen! Weber die Obstverkäufer fehlen in dem Zuge, noch die Händler mit Getränken und Kuchen. Köche tragen Gänse- und Entenbraten, Negers gehen als Akrobaten auf den Händen oder verrenken sich die Glieder. Der Umzug selbst war von so blendender Pracht, wie wir sie heute nicht mehr kennen. Musikanten, Priester, Jüngste, symbolische Figuren und Fahnen! Mit erhobenem Bug zog das große goldene Schiff des Gottes Ammon auf dem Fluß einher, ihm folgten die Barken anderer Götter und Göttinnen seines Olympos. Alles das erzählt mir der röllige, sorgfältig ziselirte Stein, wie er es schon vielen verstorbenen Generationen erzählt hat, und ich glaube deutlich den Zug zu sehen.

Bald ist niemand mehr in den Säulengängen, das lästige Geräusch der Maschinen beginnt aufzuhören; die drüden Mittagstunde ist da. Der ganze Tempel ist wie von Sonnenstrahlen verzehet, und ich setze auf dem Fußboden dieses Steinwaldes die Schatten kürzer werden. Die Sonne, die im Lärm des Geschäftslebens, der Eiltreiber und der kosmopolitischen Reisenden in der neuen Stadt noch soeben Heiterkeit und Lächeln am Quai verbreitete, glüht hier in traurigem, starrem, verzehrenden Feuer. . . Die Schatten werden kürzer — genau wie alle Tage, alle Tage, denn der Himmel ist in diesem Land nie bedeckt. Seit fünf- und dreißig Jahrhunderten zeigt der Mutball auf diesen Säulen, diesen Friesen, auf dem ganzen Tempel, wie ein geheimnisvoller, feierlicher Zeiger mit Geduld den langsamen Fortschritt der Stunden an. . . Wirklich, für uns hat diese unüberänderliche Fortdauer der Sonne Ägyptens noch mehr Melancholie als das wechselnde und trübe Licht unseres Klimas.

Der Tempel ist jetzt endlich völlig einsam, und jedes Geräusch in der Nähe hat aufgehört.

Eine von höheren Säulen eingefasste Allee, deren Kapitale aufgebühte Papyrusblumen darstellen, führte mich zu einem geschlossenen Ort, fast einer Stelle des Grauens, wo sich eine Vereinigung von Niesen befindet. Zwei, die zehn Meter hoch wären, wenn sie sich erheben würden, sitzen auf Thronen zu jeder Seite des Einganges. Die anderen, an den drei Seiten dieses Hofes aufgereiht, stehen in der Säulenweite und machen Niene, schnellen Schrittes daraus hervorzugehen und auf mich zuzuschreiten. Es sind verstümmelte darunter, die gar kein Gesicht mehr haben und nur noch die Haltung bewahrt haben. Aber die, welche unberührt geblieben sind — weiße Gesichter unter der breiten Spinghaube — öffnen die Augen groß und lächeln. Einmal war hier der Hauptingang, und Niesen hatten die Mission, die Menge zu empfangen. Aber Trümmer, gewaltiges Geröll, haben die großen Ehrenportien verperrt, umgestürzte Obeliskten aus rosigem Granit liegen davor. So wurde dieser Hof ein unfreiwillich verschlossener Raum, wo man nichts mehr von den Dingen da draußen sieht, in Augenblicken der Ruhe verschwindet die moderne Umgebung mir aus dem Gedächtnis, ebenso vergehe ich Tag, Jahr und Jahrhundert inmitten dieser riesenhaften Gesichter, deren Lächeln das Niesen der Zeiten verachtet. Die Granitsteine, zwischen denen man hier eingemauert ist — und in schrecklicher Gesellschaft — lassen nur an dem Blau des Himmels die Spitze eines ganz nahen alten Moscheenturmes sehen: ein bescheidenes Reiz des Islam, das vor einigen Jahrhunderten zwischen diesen Ruinen hervorsproßte, als sie schon mehr als dreitausend Jahre alt waren; eine kleine Moschee, die auf dem Trümmerhaufen entstanden ist und ihn durch ihre Unberleßlichkeit beschützt. Oh, welche Schätze, Reliquien, Dokumente bedeckt und hütet zweifellos diese Moschee mit ihrem Säulengang — denn niemand würde wagen, die Erde unter diesen heiligen Mauern zu durchwühlen. . .

Mehr und mehr erfüllt die Stille den Tempel. Zeigen auch die kurzen Schatten die Mittagsstunde an, so sagt doch nichts, welchem Jahraufend die jetzigen Minuten angehören. Dieses Schweigen und ähnliche Mittagsstunden, welche die im Hinterhalt unter den Säulengängen aufgestellten Riesen schon vorbeiziehen sahen, wer würde sie zählen können?

Ganz oben, in der blauen Blut verloren, freisen Raubbögel. Zu Zeiten der Pharaonen waren es dieselben, sie breiteten in der Luft ihr Gefieder ebenso aus und stießen dieselben Schreie aus. Im Laufe der Zeiten wiederholen sich die Tiere und die Pflanzen genauer als die Menschen, sie bleiben unveränderlich bis in ihre geringsten Einzelheiten.

Jeder der Riesen um mich herum, von hohem Wuchs, einen Fuß vorwärts gestreckt, wie für einen schweren und sicheren Marsch, den nichts mehr aufhalten kann, umschließt leidenschaftlich in einer seiner zusammengeballten Fäuste, die an den muskulösen Armen sich krümmen, eine Art geringelten Kreuzes, das in Aegypten das Abzeichen ewigen Lebens war. Das symbolisiert auch die Entschlossenheit, die in ihrem Gange liegt: ihr ganzes Vertrauen hängt an dem flüchtigen Spielzeug, das sie in der Hand halten, und in triumphierendem Gang überschreiten sie die Schwelle des Todes.

Die drei gleichen, kaum verstümmelten Riesen, die an der Ostseite des Hofes, vor den zusammengestürzten Blöden sich aufreihen, stellen wie alle anderen Namens den Großen, den Zweiten, dar, dessen Bildnis unfernig oft in Theben und Memphis vervielfältigt wurde. Aber jene drei haben ein mächtiges, feuriges Leben bewahrt. Ihre Gesichter sind so frisch, als wäre man erst gestern damit fertig geworden, sie zu meißeln und zu polieren. Zwischen den riesenhaften, tödlichen Pfeilern mit den stämmigen Eichen, treten ihre weißen Erscheinungen hervor, jeder kommt aus seiner Säulenöffnung heraus, und wie die Soldaten im Marsch, gehen sie im gleichen Schritt. In diesem Augenblick fällt die Sonne scharf auf ihre Köpfe und ihre seltsamen Hauben und leuchtet auf ihr unbewegliches Lächeln; sie wirft die Strahlen auf ihre Schultern und ihren nackten Rumpf zurück und läßt durch ihr Licht die Athletenmuskeln stärker erscheinen. Jeder der Riese umschließt mit der Hand sein symbolisches Kreuz. In gewaltigem Schritt stürzen die drei Namens vorwärts, erhabenen Hauptes, lächelnd, in begeistertem Marsch zur Ewigkeit.

Oh der Mittagsstrahl, der diese weißen Stirnen streift und langsam, ganz langsam auf der Brust den Schatten des Kinnes und des ohrischen Kinnbartes verschiebt! . . . Wenn man daran denkt seit wie langer Zeit, in demselben Schweigen, derselbe Strahl von demselben unbeweglichen Himmel fällt, um dasselbe ruhige Spiel anzusehen! . . . Ja, ich glaube, die Rebel, die Regengüsse unserer Winter auf diesen großen Ruinen, würden weniger traurig und weniger schrecklich sein, als die Ruhe einer so ewigen Sonne.

Plötzlich fängt wieder ein dummes Geräusch an und läßt die Luft erzittern. Die Dampfmaschinen nehmen ihre Arbeit von neuem auf. Damen mit blauen Brillen, mit dem Baedeker in der einen Hand und den „Films“ in der anderen, erscheinen wieder. Die Touristen verlassen die Hotels zu derselben Zeit, da die Fliegen erwachen. Der Mittagsfriede in Lugor ist zu Ende.

Eine Polizistenverschwörung unter dem Konsulat.

Die neuesten Enthüllungen über das Treiben der Lockspindel in der französischen Arbeiterbewegung haben Erinnerungen an das ausgebildete Probationsystem unter dem zweiten Kaiserreich erweckt. Aber dieses selbst setzte nur die Praktiken des Julikönigtums fort. Die berühmtesten Häuptlinge der bonapartistischen Spitzelhorde, Chenu und De la Hodde, waren unter Louis Philipp eifrige Teilnehmer an den Konspirationen der Republikaner. Die Organisation des politischen Lockspinnens geht aber bis auf die Zeit des ersten Bonaparte zurück. Sie ist eine Schöpfung Fouchés, des Erfassers und Exjacobiners, der als Polizeiminister den Titel eines Herzogs von Otranto einheimste. Sie erblühte auf dem Boden einer Gesellschaft, worin nach den furchtbaren Stürmen der Revolution die bürgerlichen Nutznießer der neuen sozialen Ordnung vor allem das Bedürfnis der „Ruhe“, der Sicherung des wirtschaftlichen Lebens hatten, während andererseits die Legitimisten und die Letzten, nach dem Abbruch des Thermidor und nach der Niederwerfung der Babeuffchen Verschwörung übriggebliebenen und von der fressenden Korruption des Direktoriums und des Konsulats nicht ergriffenen Jakobiner entschlossene Versuche, das Heft wieder in die Hand zu bekommen, noch nicht für aussichtslos halten mußten. Die Angriffe dieser „Umstürzler“ verschiedener Gattung mußten sich vornehmlich gegen die Person Bonapartes wenden, der als erster Konsul um die Jahrhundertwende tatsächlich schon seine monarchische Gewalt etabliert hatte, die nur noch der formalen Weihe entbehrte. Die einen sahen in ihm den „Usurpator“, den auf jede Weise aus dem Wege zu räumen die Moral des Legitimus guthieß. Aus ihrem Erbfeind geworden, verwandelte sich die Gottesgnadensippe der Bourbonen in ein wütendes Banditenlager. Die jämmerlichen Prinzen im Exil operierten mit Mordmördern aus der Junfer-

und Salaisensphäre gleich den bösartigsten der so vielbewunderten „Menaissancemenschen“, und die Kirche, mit der Bonaparte noch nicht seinen Frieden gemacht hatte, verbarag — jenseits von gut und böse — die Werkzeuge des Mordes im schützenden Schatten der Klöster. Die Bourbonen hatten ein großartiges System von — um ein modernes Wort anzuwenden — „Kampforganisationen“ geschaffen, das Bonapartes Existenz mit der eines heutigen Jaren vergleichbar machte. Wenn auf republikanischer Seite der hierarchische Aufbau der politischen Organisation fehlte, so rief hier wiederum die klassische Tradition zur Befreiung des Staates vom Cäsar auf. Jedenfalls war den Personen, denen der Schutz der Person Bonapartes vor den ihr aus den verschiedensten Klassen der Gesellschaft drohenden Gefahren übertragen war, ein schweres Amt aufgebürdet. Fouché erkannte als sein wertvollstes Mittel die Ausbreitung eines enghirnigen Spionagensystems. In der Zeit des Terrors hatte die Angeberei aus Fanatismus und Ränke gemüchert, nun wurde sie ein näherndes Staatsamt. Wie Goldsmith in seiner „Geheimgeschichte des Kabinetts Bonaparte“ schreibt, hatte die Polizei Persönlichkeiten des ersten Ranges zu Spionen, Männer und Frauen, die die beste Gesellschaft von Paris sahen und zwei Karossen besaßen: „Diese Spione aus der guten Gesellschaft beziehen 2000 Francs monatlich. . . . Ja, einer oder zwei ausländische Gesandte und fast alle Gesandtschaftssekretäre, eine große Anzahl Ausländer, Schauspieler, Tänzer, Banquiers, Richter, Notare, Priester, ausgehaltene Mädchen, gemeine Prostituierte, Spieler, Geschäftsleute, Agenten“ und — Josephine Bonaparte lieferten der Polizei Nachrichten.

Eine solche, durch leidenschaftliche Gegner beunruhigte, durch Denunziation verfeuchte, durch eine bedenkenlose Herrschgewalt eingegücherte, in ihren Spitzelinteressen geängstigte Gesellschaft bot natürlich einen Boden für die Umtriebe der Polizei dar. Hatte diese wirklichen, gegen die Verfassung und gegen die leitenden Personen des Staates gerichteten Anschlägen nachzugehen, so mußte sie andererseits, schon um ihren kostspieligen und für ihre Leiter einträglichen Apparat und ihre Machtbefugnisse zu rechtfertigen, versucht sein, sich durch aufsehenerregende Erfolge beim ersten Konsul und beim Publikum den Nimbus professioneller Heiligkeit und politischer Unentbehrlichkeit zu verschaffen. Dazu kam in dem tausendfach verschlungenen Intriguenspiel jener Tage das Interesse, dieser oder jener Person oder Gruppe gefällig oder furchtbar zu werden und auf dem Instrument der öffentlichen Meinung eine gerade erwünschte Melodie anzuschlagen. Um solche Effekte zu erzielen, hielt man sich mit den Kleinigkeiten, die Gerechtigkeit und persönliche Freiheit genannt werden, nicht weiter auf. Die Jahre des Terrors und die wilden inneren und äußeren Kriege hatten das Gefühl für den Wert des Menschenlebens abgestumpft und die Opferung des Individuums für den Staatszweck war eine Praxis geworden, die vollkommen festlag, als sich der Staatsmythos der jungen Republik in die brutalen Interessen von Klassen, politischen Machtstrebern, habgierigen Bureaucraten und kriegerischen Bütteln auflöste.

Derart war das Milieu beschaffen, worin die Polizei Fouchés 1800 ein Komplott fabrizierte, dem vier Menschenleben zum Opfer fielen: die sogenannte „Verschwörung der Cerachi und Arena“. Sie ist, wie Gustave Hue an der Hand der Archive der Polizeipräfektur eingehend nachweist (G. Hue: Un Complot de Police sous le Consulat, Paris bei Gachette), von Anfang bis zu Ende das Werk eines Lockspindels, der sein Geschäft im Einvernehmen mit dem Polizeiminister und Polizeipräfekten begann, um es mit der nachfolgenden Hilfe infamer Richter zu vollenden.

Nach der Errichtung des Konsulats hatte Bonaparte Versuche gemacht, die royalistischen Emigranten für sich zu gewinnen. Das gelang ihm nur zum Teil, da der Graf von Artois (Ludwig XVIII.), in zorniger Enttäuschung über das Resultat seiner mit Bonaparte geheim gepflogenen Verhandlungen, bei denen er sich von dem Korfen geprellt sah, mit englischen Subsidien die Bewegung in der Vendée weiterführte und die konspiratorischen Anschläge seiner Getreuen gegen den Usurpator förderte. Der immer zweideutige Talleyrand, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete, wußte indes diesen zu überzeugen, daß die wahre Gefahr ihm nicht von dieser Seite, sondern von den Jakobinern drohte. Bonaparte mochte sich nicht ungern dieser Ansicht zuneigen, die das Gewissen des „angepaßten“ Mitterschmören Babeuffs mit dem moralischen Imperativ beruhigte, die „Anarchie“ niederzurängen. Am 15. Germinal des Jahres VIII (5. April 1800) schrieb, offenbar auf seinen Befehl, Hugues Maret, der spätere Herzog von Bassano — derselbe, über den Talleyrand das boshafte Wort geprägt hat: „Ich habe nur einen Menschen gekannt, der noch dümmere war als der Herzog von Bassano — Hugues Maret“ — an Fouché folgende Zeilen:

„Die Konsuln wünschen, daß Sie ihnen innerhalb einer Dekade einen Bericht über die Namen und über den Aufenthalt von etwa fünfzig Individuen erstatten, die, gewohnt von revolutionären Bewegungen zu leben, die öffentliche Meinung fortgesetzt beunruhigen, ferner über die Mittel, diese Leute, von denen einige vom Ausland besoldet sind, alle Arten von Rollen spielen und für jeden zu haben sind, der sie bezahlt, die öffentliche Ruhe zu stören, aus Paris zu entfernen.“

Dieses Schreiben mußte für Fouché die Anregung zu irgend einer aufsehenerregenden und den Gebieter verpflichtenden Tat be-

deuten. Beschuldigte ihn doch die Clique Talleyrands, die Revolutionäre, seine einstigen Freunde zu protegierten. Und er wühlte auch sich selbst vor den Spionen des Konsuls umgeben. Da führte ihn der Zufall eine allerdings ar sich geringfügige Denunziation zu, die sich aber seiner bedenkenlosen Schlaubeit als der mögliche Kern einer umfangreichen Haupt- und Staatsaktion darstellte.

Im Vendemiaire des Jahres IX erschien ein gewisser Harel, Hauptmann der 55. Halbbrigade, bei dem mit ihm befreundeten Kriegskommissär Lefebvre, um ihm mitzuteilen, daß der in seiner Nachbarschaft wohnende Demerville, ein ehemaliger Beamter der Militärverwaltung, mit einigen anderen, ihn besuchenden Individuen über die Regierung in den heftigsten Ausdrücken spreche und ein Komplott schmiede. Lefebvre forderte Harel auf, seine Besuche fortzusetzen und ihn auf dem Laufenden zu halten. Harel handelte demgemäß. Bei seinen Besuchen bei dem zu jener Zeit kranken Demerville spielte er den Probotateur. Als Demerville ihm sagte, daß es ohne Zweifel von Vorteil wäre, die Regierungsumform zu ändern, daß es aber an entschlossenen Leuten dazu fehle, erwiderte Harel: Wenns darauf ankommt, will ich die tatbereiten Leute schon finden. Lefebvre, dem er über diese Unterredung Bericht erstattet hatte, nannte ihm zwei Freunde, Angestellte der Militärverwaltung. Demerville ging indes auf den Vorschlag Harels, sie ihm zuzuführen, gar nicht erst ein, angeblich, weil ihm die Leute nach der Beschreibung zu groß waren. In diesem Tage äußerte der gleichzeitig bei Demerville anwesende Bildhauer Ceracchi die Absicht, nach seiner Heimat Rom zurückzukehren, um dort für die Sache der Freiheit tätig zu sein. Harel meinte darauf, die Straßen seien nicht sicher, besonders für die Patrioten, und es sei nicht ratsam, sich ohne Waffen auf die Reise zu wagen. Demerville empfahl ihm Harel als Militär zum Kaufe eines Paars Pistolen, und dieser erklärte sich mit Vergnügen dazu bereit. Nicht minder Vergnügen bereitete ihm der gleichzeitige Auftrag Demervilles, auch für ihn eine Schußwaffe (Spingole) zu kaufen. Harel besorgte das Gewünschte. An demselben Tage noch machte er Lefebvre die Mitteilung, daß diese Waffen für die Verschworenen bestimmt seien und daß Napoleon vor dem 1. Brumaire ermordet werden solle.

Die Sache schien dem Lefebvre genügend reif. Er begab sich sofort zum Sekretär Bonapartes, Bourrienne und von dort zum Polizeiminister. Fouché griff mit Freuden zu. Nun hatte er sein „jakobinisches“ Komplott. Er beauftragte Harel, die Besuche bei Demerville und die Berichterstattung an Lefebvre fortzusetzen. Zugleich verständigte er den Polizeipräsidenten Dubois, eine nicht mindere Kanaille, der die Affäre wiederum dem Bürger Bertrand, dem mit Untersuchungen betrauten Chef der ersten Polizeidivision ans Herz legte. Am nächsten Morgen — dem 18. Vendemiaire — brachte Harel Lefebvre die für Demerville und Ceracchi gekauften Schußwaffen, ferner zwölf Dolche, die Demerville ihm zur Bewaffnung der Verschworenen übergeben haben sollte. Er gab ihm ferner bekannt, daß das Komplott noch am Abend selbst, bei der Erstaufführung der Oper „Die Horatier“ ausgeführt werden solle. Endlich erklärte er, daß er, weil Demerville gellagt hätte, daß die geeigneten Männer zur Vollbringung fehlten, sich selbst erboten hätte, sie zu bejorgen und am Abend Demerville und Ceracchi im Café de l'Opéra zuzuführen.

Lefebvre erstattete sofort Meldung, Fouché wollte zunächst die Verschworenen unverzüglich verhaften lassen, aber er fügte sich der Meinung Lefebvres, daß es nützlich wäre, die Ausführung des Nordplanes scheinbar zu unterstützen. Man mußte also die ausführenden Organe beistellen und fand sie — in der Polizeimannschaft.

Der Polizeipräsident ließ vier Agenten kommen und beauftragte sie, sich in den Tuileriengarten zu begeben und dort die Instruktionen eines Mannes, den er ihnen beschrieb, in Empfang zu nehmen. Um 1½ Uhr stellte sich Harel — der Angekündigte — ein und führte die Polizisten borerst ins Wirtshaus zum Mittagessen. Er selbst verschwand und kehrte nach einiger Zeit mit einem Paket wieder, dem er 6 Dolche, zwei Pistolen und eine Spingole entnahm. Er hatte sie angeblich von Demerville erhalten, der 6 weitere Dolche und zwei Pistolen für sich und Ceracchi zurückbehalten haben sollte. Die Dolche sollten von einem gewissen Arreana herrühren. Harel gab den Polizisten eine detaillierte Schilderung des Attentatplans. Die Zahl der Verschworenen betrage im ganzen elf, ihn und die vier Polizisten inbegriffen. Die zwei Chefs werden den Konsul an der Treppe in der ersten Etage erwarten, die Mitwirkenden am Fuße der Treppe, um ihnen die Flucht zu erleichtern

(Schluß folgt.)

Nahrungsmittelvergiftungen und ihre Behandlung.

Gerade in der heißen Jahreszeit neigen viele an sich gesunde Nahrungs- und Genußmittel dazu, sich zu zersetzen und bei diesem Fäulnisprozeß Giftstoffe zu bilden, die die schwersten Krankheitserscheinungen auszulösen imstande sind. Abgesehen von diesen durch nachträgliche Veränderung ihrer chemischen Zusammensetzung giftig

wirkenden, sogenannten „verdorbenen“ Speisen finden wir auch noch solche, die nur bei gewissen Individuen, die dafür besonders empfänglich sind, Schaden stiften, und schließlich überhaupt giftige Tiere und Pflanzen, die von jeder Verarbeitung für die Küche ausgeschlossen sind und nur zuweilen aus Verwechslung gegessen werden. Zu den Speisen, die, um Erkrankungen hervorzuufen, eine individuelle Disposition erfordern, gehören vornehmlich Erdbeeren, Kirsche, Vanilleeis, Sächs und schließlich Pilze; es sind Fälle vorgekommen, wo letztere bei Leuten, die sonst stets Pilze vertrugen, plötzlich Krankheitserscheinungen zeitigten, während andere, die von demselben Gericht gegessen hatten, völlig gesund blieben. Die Krankheitserscheinung, die hierbei am häufigsten auftritt, ist das Nesselsieber; der über den ganzen Körper sich schnell verbreitende Ausschlag, der ein unerträgliches Jucken verursacht, indes ohne Schaden nach einigen Tagen vorübergeht. Das Beste, was sich dagegen anwenden läßt, sind kühlende Salben. Manche Nahrungsmittel sind nur unter besonderen Umständen giftig. So z. B. Austern und Pfahlmuscheln (Miesmuscheln), wenn sie aus stagnierendem Wasser stammen oder wenn in der Nähe ihrer Bänke resp. Pfähle Flüsse oder Kloaken münden. Giftige Pfahlmuscheln lassen sich jedoch durch längeres Kochen und öfteres Weggießen der Brühe entgiften. Die Symptome solcher Vergiftungen ähneln durchaus den Vergiftungserscheinungen, die durch verdorbenes Fleisch oder schlecht gewordene Konserven hervorgerufen werden.

Am häufigsten, gefährlichsten und durch ihre Massentwirkung (sind doch nach einem Autor von 1880—1900 fünfundsachtzig Massen-erkrankungen mit 4000 Einzelfällen vorgekommen) bedeutsamsten Speisevergiftungen sind die Fleisch- und Wurstvergiftungen. Sie werden dadurch bewirkt, daß entweder schon krankmachende Mikroben (einzellige, mikroskopisch kleine Lebewesen, Bazillen, Bakterien) im Körper des Tieres vorhanden waren und nach dem Tode eine Beschleunigung und Verstärkung der Zersetzung zur Folge hatten, oder daß an sich einwandfreies Fleisch von außen her nach dem Schlachten infiziert wurde. Wir sehen daher die meisten Fleischvergiftungen durch das Fleisch solcher Tiere entstehen, die wegen der Gefahr einer allgemeinen Blutvergiftung notgeschlachtet werden mußten. Vermutlich beruht die Giftigkeit des Fleisches darauf, daß die giftigen Stoffwechselprodukte der Bakterien, die hitzebeständig sind und im Gegensatz zu ihren Erzeugern durch Kochen und Braten nicht unwirksam gemacht werden können, den Vergiftungserscheinungen zugrunde liegen. Kommen auf gesundes Fleisch nachträglich Mikroben, so bewirken diese durch Einleitung komplizierter chemischer Prozesse, daß die Eiweißverbindungen des Fleisches sich in giftige Verbindungen verwandeln. Dies geschieht aber nur in einer bestimmten Phase des Fäulnisprozesses, denn kurz danach wandeln dieselben Bakterien diese giftigen Verbindungen wieder in unschädliche um. Wird solch Fleisch noch in dem Stadium seiner Giftigkeit verwandt, so lassen sich doch sowohl die Bakterien wie die fleischigste durch Kochen oder Braten, nicht aber durch Räuchern, zerstören.

Die Vergiftungserscheinungen selbst sind, obwohl sie oft genug Anlaß zur Verwechslung mit Cholera und Typhus gegeben haben, sehr markante. Allen ist zu eigen, daß sie mit erschreckender Mäßigkeit auftreten, wenn auch die Zeit ihres ersten Auftretens nicht überall und stets die gleiche ist. Manchmal schon nach einer viertel bis einer halben Stunde, oft aber auch erst nach ganzen Tagen brechen die Symptome plötzlich über den Vergifteten herein. Kopfschmerzen, Ohnmachten, Schwindelanfälle, Krämpfe, Sehstörungen, Nervenschmerzen an den verschiedensten Körperstellen, vor allem aber heftige Leibschmerzen, Erbrechen und Durchfälle bilden zusammen einen solchen Komplex bedrohlicher Einzelerscheinungen, daß es eigentlich verwunderlich erscheint, wie relativ niedrig die Sterblichkeit ist; sie soll 2—5 Proz. aller Fälle betragen. Manchmal führt die Vergiftung nach wenigen Stunden oder Tagen zum Tode, manchmal in derselben Zeit zur Genesung. Seltener sind die Fälle, wo sich wochen- und monatelanges Siechtum mit verschiedenen Nach- und Nebenkrankheiten anschließt.

In der Behandlung dieser Vergiftungen spielt die Verbeugung die wesentlichste Rolle. Namentlich jetzt im Sommer, der Jahreszeit, in der Nahrungsmittel am ehesten „anrüchig“ werden, muß man sich hüten, irgend etwas zu genießen, was nach Aussehen oder Geruch nicht ganz einwandfrei erscheint. Sind aber die Vergiftungssymptome schon da, so muß man alles tun, um das Gift so schnell als möglich aus dem Körper zu entfernen, bevor es weitere Erscheinungen zeitigen kann. Zuerst gibt man ein Brechmittel und holt den Arzt, der ev. eine Ausspülung des Magens vornimmt, um dessen Inhalt zu entleeren. Ist das Gift schon im Darmkanal, so bringt man es aus diesem am besten durch Abführmittel, wie Rizinusöl, heraus oder nimmt, wenn schon Darmlähmung eingetreten ist, zu reichlichen Klystieren seine Zuflucht. Die Schmerzen bekämpft man durch heiße Umschläge auf den Unterleib und gibt, um einer Herzschwäche vorzubeugen, Wein, heißen Tee, Kaffee, Kognak. Den kolossalen Wasserverlust, den der Körper durch die Diarrhoe erleidet, sucht man durch häufige Darreichung von Getränken zu ersetzen. Wenn es uns auch nicht gelingen wird, derartige Nahrungsmittelvergiftungen völlig aus der Welt zu schaffen, so sind wir doch wenigstens imstande, sie durch genügende Vorsicht auf das Mindestmaß einzuschränken und durch zeitige Hilfe ihre Lebensgefährlichkeit möglichst abzumildern.

O. Bgg.